

Gewalt an Schulen

Spätestens mit dem Amoklauf von Emsdetten und den Diskussionen um die Rütli-Schule in Berlin-Neukölln ist die Debatte über zunehmende Gewalt an Schulen wieder aufgeflammt. Dass die Autoren der vorliegenden Studie dabei kaum zu Wort kamen, mag auch daran liegen, dass ihre Erkenntnisse nicht unbedingt ins Bild der skandalisierenden Vorurteile passen. Immerhin verlassen sie sich nicht auf selektive Beobachtungen, sondern haben – methodisch abgesichert – eine sogenannte Längsschnittanalyse zur Entwicklung von Gewalt an Schulen vorgelegt, die ein sehr differenziertes Bild ergibt. Das macht es nicht gerade leicht, die Fülle der Ergebnisse, die in acht thematischen Kapiteln – Verbreitung von Gewalt an Schulen, Gewalt in der Familie, Medien und Gewalt, Migrationshintergrund und Gewalt, Waffenbesitz in der Schule, Drogen und Gewalt, Schwänzen und Gewalt sowie Gewaltopfer – dargestellt werden, hier kurz zusammenzufassen. Eine Beschränkung auf einige wesentliche Ergebnisse ist daher erforderlich.

Die Autoren gehen von einem komplexen theoretischen Modell aus: „Gewalt bei jungen Menschen, sowohl das Gewalthandeln als auch das Erleiden von Gewalt, hängt mit Einflussgrößen aus den unterschiedlichen lebensweltlichen Handlungsfeldern und sozialen Kontexten zusammen, in denen junge Menschen leben“ (S. 45). Dabei sparen sie auch Tabus nicht aus, wenn sie z. B. Gewalt auch als eine Form der Verarbeitung von Schüler-Lehrer-Interaktionen sehen. Auf der Basis von Gewaltindizes wurden die Daten

für das Jahr 2004 erhoben und mit den Daten aus den Jahren 1994 und 1999 verglichen. Eine genaue Definition von Gewalt leisten die Autoren nicht, anhand der Indizes unterscheiden sie lediglich verschiedene Gewaltarten: verbale Gewalt, physische Gewalt bzw. Gewalt gegen Personen, Gewalt gegen Sachen und psychische Gewalt. Die Ergebnisse widersprechen der öffentlichen Wahrnehmung einer Zunahme von Gewalt an Schulen. Die Autoren stellen fest: „Bezüglich der Entwicklung der Gewalthäufigkeiten im Zeitverlauf erbringt die Analyse allgemein einen Rückgang der Häufigkeit derartiger Vorkommnisse. Bei allen vier Gewaltformen ist das Gewaltniveau sichtbar und statistisch signifikant unter dem Gewaltniveau der vorangegangenen Messzeitpunkte angesiedelt“ (S. 82). Das trifft im Übrigen auf alle untersuchten Schulformen (Hauptschule, Realschule, Berufsschule, Gymnasium) zu. Grundlage dieser Daten waren die Selbstauskünfte der Schüler zu eigenen Gewaltaktivitäten. Wenn man die Angaben der Schüler auswertet, in denen sie Opfer von Gewalthandlungen anderer Schüler geworden sind, ergibt sich im Zeitverlauf ein ähnliches Bild. Die Gewalt an Schulen hat zwischen 1994 und 2004 abgenommen. Allerdings gibt es bezüglich der Gewalthäufigkeit Differenzen zwischen den Schultypen. So werden Hauptschüler „zwei- bis dreimal häufiger Opfer von Gewalttaten als Gymnasiasten“ (S. 94 f.) und sind ebenso zwei- bis dreimal häufiger auch Täter. Die Befunde zur Abnahme der Gewalt an allen Schultypen sind umso überraschender, als an Hauptschulen und Gymnasien im gleichen Zeitraum eine

Zunahme des Waffenbesitzes zu verzeichnen ist: „Obgleich also der Anteil der Waffenbesitzer in den letzten Jahren zugenommen hat, ist gleichzeitig ihre Gewaltaktivität zurückgegangen“ (S. 218). Dass lässt sich u. a. dadurch erklären, dass Waffen eher zu einer potentiellen Verteidigung mit in die Schule gebracht werden. Im Zusammenhang mit den Diskussionen um den Jugendschutz und die aktuelle Debatte um ein Verbot sogenannter „Killerspiele“ sind die Ergebnisse zur Rolle der Medien und zur Gewaltwahrnehmung in den Medien interessant. Die Autoren stellen fest, dass die Akzeptanz von Gewalt in den Medien in den letzten Jahren „moderat zugenommen“ hat, es sei ein „gewisser Gewöhnungseffekt eingetreten“ (S. 174). Wer nun aber erwartet, dass besonders gewalthaltige Filme den größten Einfluss – auf das Gewalthandeln von Schülern haben, wird enttäuscht. Noch vor Horror- und Kriegsfilmen haben Sexfilme den größten Einfluss, und zwar über alle Gewaltindizes und Gewaltformen hinweg. Allerdings zeigen sich hier deutliche geschlechtsspezifische Unterschiede: „Für den Konsum von Sexfilmen kann man also für 2004 festhalten, dass Mädchen zwar wesentlich seltener Sexfilme konsumieren als Jungen. Dafür üben Mädchen, die häufiger Sexfilme sich ansehen, öfter physische Gewalt auf Mitschüler aus als Jungen mit vergleichbaren Medienkonsummustern. Umgekehrt findet sich bei Schülern ein stärkerer Zusammenhang zwischen dem Konsum von Sexfilmen und der verbalen Gewalt als bei Schülerinnen“ (S. 180f.). Auf eine kurze Formel gebracht: Mädchen schlagen nach dem Konsum von Sexfilmen eher zu, Jungen

dagegen haben eher ein loses Mundwerk. Gerade bei der Auswirkung medialer Gewaltdarstellungen ergibt sich in Bezug auf das Bildungsniveau der Schüler ein unerwartetes Ergebnis: „Gymnasiasten neigen also in stärkerem Maße zu gewalttätigen Handlungen, wenn sie intensiv gewaltdarstellende und erregende Filme konsumieren, als Schüler der anderen Schularten, wobei die Gruppe der Gymnasiasten als Ganzes seltener solche Filme sieht“ (S. 184). Die Autoren weisen jedoch zu Recht darauf hin, dass diese statistischen Zusammenhänge noch lange keine kausalen Zusammenhänge begründen. Außerdem sei zu vermuten, dass sowohl der Konsum von Gewaltdarstellungen in den Medien als auch gewalttätiges Handeln z. T. als jugendtypische Phänomene und damit „eben nur als vorübergehende Erscheinungen zu verstehen“ seien (S. 183). Die Ergebnisse stellen letztlich lediglich statistische Zusammenhänge her, das Warum erklären sie nicht. Die Frage, warum Mädchen, die Sexfilme sehen, gewalttätiger sind, bleibt vorerst unbeantwortet. Das eingangs erwähnte komplexe theoretische Modell zur Analyse von Gewalt an Schulen, das zahlreiche Faktoren einbezieht, hat seine Stärke dann, wenn das Zusammenspiel dieser Faktoren berücksichtigt wird. In der Gesamtschau können die Autoren zeigen, dass die Wahrscheinlichkeit, Opfer zu werden, bei den Schülern steigt, die selbst Täter sind, sowie bei denen, die „das Gefühl haben, alleine dazustehen, dass in ihrem Leben einiges schief geht, andere es besser haben als sie selbst, sie aber niemandem vertrauen können“ (S. 324f.), kurz:

die keine soziale Anerkennung erfahren. Außerdem sinkt die Opferwahrscheinlichkeit mit dem Alter sowie mit der Interventionsbereitschaft von Lehrern und Mitschülern, die schlichtend eingreifen. Insgesamt bietet die Studie einige erhellende Einsichten in die Entwicklung von Gewalt an Schulen in den letzten zehn Jahren. Auch wenn die Gewaltaktivitäten eher rückläufig sind, ist noch lange kein Grund zur Entwarnung gegeben. Allerdings gilt es, einige Vorurteile über Bord zu werfen – und die Studie zeigt, dass ein Klima der sozialen Anerkennung in der Schule das wohl wichtigste Mittel zur Vermeidung von Gewalt ist.

Lothar Mikos



Marek Fuchs/Siegfried Lamnek/Jens Luedtke/Nina Baur:
Gewalt an Schulen. 1994 – 1999 – 2004. Wiesbaden 2005: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 352 Seiten m. Abb. u. Tab., 34,90 Euro